GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz : undoing gender und die Post Gender Studies

Hirschauer, Stefan

2016

https://doi.org/10.25595/560

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hirschauer, Stefan: *Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz : undoing gender und die Post Gender Studies*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 8 (2016) Nr: 3, 114-129. DOI: https://doi.org/10.25595/560.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/gender.v8i3.10

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Stefan Hirschauer

Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz: undoing gender und die Post Gender Studies

Zusammenfassung

Der Beitrag diskutiert die Konzepte des *doing* und *undoing gender*. Zunächst rekonstruiert er den methodologischen Sinn der Rede von ‚doing' X, die Folgeprobleme und Radikalitätsverluste des *doing gender* sowie dessen soziologische Ergänzungsbedürftigkeit um das Konzept des ‚*undoing gender*'. Anschließend betrachtet er das Verhältnis von Mikro- und Makrotheorien in den Gender Studies. Dort wird der Reichweitenlimitierung des *(un)doing gender*-Theorems oft mit einer rhetorischen Prämodernisierung der Gesellschaft begegnet. Mikro/Makro steht in den Gender Studies für einen epistemologischen Split, durch den man die ‚Geschlechter' mikrotheoretisch dekonstruiert und makrotheoretisch rekonstruiert. Dieser Split ist in den politischen Verstrickungen des Feldes begründet. Der Aufsatz plädiert für das Dritte der Geschlechterdifferenz als eine Beobachtungsposition der Post Gender Studies, von der aus sich Prozesse des Gendering und Degendering symmetrisch beobachten lassen.

Schlüsselwörter
Geschlechterdifferenz, Geschlechterindifferenz, un/doing gender, Politik, Wissenschaft

Summary

Judith, Niklas and the third of gender difference: Undoing Gender and post-gender studies

This article discusses the concepts of doing and undoing gender. First, it reconstructs the methodological sense in speaking of 'doing X', the subsequent problems for and the loss of radicalism of doing gender, and the sociological need to supplement it by the concept of 'undoing gender'. Second, the relationship between micro and macro theories in gender studies is taken into consideration. Here, the (un)doing gender theorem's limited scope is met with a rhetorical pre-modernization of society. Furthermore, micro/macro stands for an epistemological divide in gender studies, deconstructing 'genders' micro theoretically while reconstructing them macro theoretically. This divide stems from the political entanglement within the field. All told, this article makes the case for the third of gender difference as an observational position of post-gender studies from whose vantage point processes of both gendering and degendering can be viewed symmetrically.

Keywords
gender difference, gender indifference, undoing/doing gender, politics, research

Vor einem Jahr hat Linus Westheuser in dieser Zeitschrift mein Konzept des *undoing gender* zum Anlass genommen, um einige grundsätzliche Fragen zu dem ihm zugrunde liegenden Begriff des *doing gender* sowie zur Reichweite eines mikrosoziologischen Ansatzes aufzuwerfen. Dies ist zu begrüßen, da das *doing gender* in der Tat „zu einem *catch-all*-Begriff geworden" ist (Westheuser 2015: 110), eine „Klärung seines Gehaltes" (Westheuser 2015: 110) tut not. Ich werde dies in vier Schritten tun. Zuerst rekonstruiere ich den methodologischen Sinn der Rede von *‚doing'* X, die Folgeprobleme und Radikalitätsverluste des *doing gender* sowie dessen soziologische Ergänzungsbedürftigkeit

um das Konzept des ‚*undoing gender*' (1.). Anschließend werde ich das eigentliche Thema von Westheusers instruktivem Misreading meines Ansatzes betrachten: das Verhältnis von Mikro- und Makrotheorien in den Gender Studies. Dort wird der evidenten Reichweitenlimitierung des *(un)doing gender*-Theorems häufig mit einer rhetorischen Prämodernisierung der Gesellschaft begegnet (2.). Außerdem steht Mikro/Makro in den Gender Studies für einen epistemologischen Split, durch den man die ‚Geschlechter' mikrotheoretisch dekonstruiert und makrotheoretisch rekonstruiert. Dieser Split ist in den politischen Verstrickungen des Feldes begründet (3.). Zum Abschluss plädiert der Aufsatz für das Dritte der Geschlechterdifferenz als eine Beobachtungsposition der *Post Gender Studies*, von der aus sich Prozesse des *Gendering* und *Degendering* symmetrisch beobachten lassen (4.).

1 *Doing* X und *undoing gender*

In den Gender Studies lässt man das *doing gender* zumeist mit einem Aufsatz von West/Zimmerman (1987) beginnen, übersieht damit aber zwei Dinge. Erstens ist das ‚doing X' eine von Harold Garfinkel und Harvey Sacks in den 1960er-Jahren in die Ethnomethodologie eingeführte *methodologische* Heuristik, mit der sich alle möglichen kompakten sozialen Tatsachen temporalisieren und als praktische Vollzugswirklichkeiten dekomponieren lassen, etwa das *doing being ordinary* (Sacks 1984). Das *doing* bezeichnet also nicht einfach einen Gegenstand (etwa ein ‚Geschlechtshandeln'),[1] sondern vollzieht eine der vielen perspektivischen Brechungen, mit denen die Mikrosoziologie versuchte, die Normalität des Alltagswissens in den Griff zu bekommen (Hirschauer 2010). Das Präfix *doing* war neben den Krisenexperimenten und dem Rückgriff auf ‚Fremde in der eigenen Kultur' eine begriffsstrategische Verfremdungsmaßnahme – ähnlich Goffmans Theatermetapher –, um die soziologische Aufmerksamkeit auf die Prozesshaftigkeit und praktische Vollzugsbedürftigkeit von sozialen Tatsachen zu lenken.

Zweitens war der Aufsatz von West/Zimmerman mit einer Reihe von Rückschritten gegenüber den radikaleren Formulierungen von Harold Garfinkel verbunden.

„We learned from Agnes, who treated sexed persons as cultural events that members make happen, that members' practices alone produce the observable-tellable normal sexuality of persons, and do so only, entirely, exclusively in actual, singular, particular occasions through actual witnessed displays of common talk and conduct" (Garfinkel 1967: 181).

Gegenüber Garfinkels Geschehenmachen („make happen") von „sexed persons" restaurierten West/Zimmerman mit ihrer dreiteiligen Unterscheidung von ‚*sex*', ‚*sex categorization*' und ‚*doing gender*' die sex/gender-Unterscheidung und verengten das *doing gender* auf normativ evaluierte Inszenierungen männlicher und weiblicher Eigenarten. Sie fassten Gender im Grunde wie eine prozessualisierte Geschlechtsrolle: als einen

1 Dieses handlungstheoretische Missverständnis von *doings* ist in der Geschlechterforschung notorisch. Zum praxeologischen Unterlaufen der Unterscheidung von Verhalten, Handeln und Aktivitäten s. Hirschauer 2016.

normativ regulierten Verhaltensstil, mit dem Teilnehmer sich und andere möglichst konform in vorhandene soziale Kategorien fügen.[2]

Dennoch konnte der Begriff *doing gender* über geraume Zeit die ‚Marktlücke' besetzen, einen soziologischen Geschlechtsbegriff zu formulieren, der die Zweigeschlechtlichkeit ohne Rekurs auf gegebene Körper und psychische Identitäten rekonstruiert. Dies ist eine erhebliche Herausforderung sowohl angesichts der Mächtigkeit unserer alltagsweltlichen Überzeugungen (die sich mit ein paar politischen Bewusstseinsklimmzügen nicht entkräften lassen) als auch angesichts der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit und des öffentlichen Vertrauens in naturwissenschaftliche Konzeptionen der Geschlechterdifferenz. Die gesellschaftliche Plausibilisierung eines sozial- und kulturwissenschaftlichen Geschlechtsbegriffs verlangt nicht nur ein paar Schlagworte und theoretische Überlegungen, sondern auch empirische Forschung und populärwissenschaftliche Übersetzungen.

Was die theoretischen Überlegungen betrifft, warf das Konzept des *doing gender* drei Folgeprobleme auf. Das erste liegt darin, dass ein Begriff, der das Geschlecht von körperlichen Merkmalen weg in soziale Praktiken verschiebt, nicht mehr so trennscharf wie ein Anatom angeben kann, ob es in einer interaktiven Episode nun um Geschlecht, um Ethnizität, um Religion, um Status, um Professionalität usw. geht. Sinnhafte Phänomene sind grundsätzlich polysem, das heißt in ihrer Bestimmbarkeit komplexer als materielle Strukturen. Dieses Problem wurde eine Zeit lang mit der Vorstellung aufgefangen, dass kulturelle Unterscheidungen eben gleichzeitig vollzogen werden: *doing gender while doing the job* (Leidner 1991). Dieses Muster eines gleichzeitigen *doing XYZ*, auf das aktuell der Intersektionalitätsansatz implizit rekurriert, hat aber seinerseits nur eine begrenzte Lösungskompetenz: Die bloße Addition von *doings* öffnet das Denken über Geschlecht zwar für die hybriden Verknüpfungen, in denen es lebensweltlich auftaucht, es mogelt sich aber darum herum, dass kulturelle Unterscheidungen auch miteinander konkurrieren (Hirschauer 2014a) und Teilnehmer die Polysemie ihrer Darstellungen immer wieder faktisch reduzieren, also durchaus bestimmen, ob es hier und jetzt vorrangig um X, Y *oder* Z geht.

Das zweite Folgeproblem des Konzepts *doing gender* war die theoretische Inkonsequenz von West/Zimmerman, die kontingente Prozessualität von Gender durch die Annahme seiner Omnirelevanz zurückzunehmen. Ihre Behauptung, dass Personen immer und überall unter geschlechtlicher Beobachtung stehen, setzte Geschlecht als einen Master-Status (im Sinne von Hughes) an, der anderen gegenüber unvermeidlich dominant sei (was nur innerhalb der Geschlechterforschung plausibel wirken konnte). Ich habe den Begriff *undoing gender* daher vor gut 20 Jahren aus dem theorieimmanenten Grund eingeführt, dass der mikrosoziologische Grundbegriff *doing gender* von seiner ganzen Anlage her nach einer Limitation verlangte, die den temporären und fragilen Charakter der Praktiken interaktiver Geschlechtsdarstellung beleuchtete und begrifflich festhielt. Die Grundvorstellung eines praktischen Tuns von Zugehörigkeiten und Differenzen impliziert unmittelbar, dass sie auch *nicht* getan werden können. In dem Maße,

2 Francine Deutsch sieht in ihrem Aufsatz *‚Undoing gender'* sehr klar, dass der Ansatz von West/Zimmerman einen antiquierten Konformitätsdruck konnotiert, der soziologisch fast so unfruchtbar ist wie die Vorstellung eines durkheimianisch anmutenden normativen Zwangssystems bei Judith Butler. „Doing gender has become a theory of gender persistence" (Deutsch 2007: 106).

in dem sinnhafte Unterscheidungen praktisch vollzogen werden, kann dieser Vollzug unterbrochen oder eingestellt werden, können soziale Zugehörigkeiten situations- und feldspezifisch deaktiviert werden. Wer von *doing gender* spricht, kann also von *undoing gender* schlecht schweigen, ohne etwas zu verschweigen.

Meine Rede von *undoing gender* zielte dabei auf eben jene Frage der Geschlechterunterscheidung, die West/Zimmerman als bloße ‚*sex categorization*' von ‚Gender' trennten. Die Geschlechterunterscheidung von Personen ist in meinen Augen nicht ein (vergleichsweise trivialer) einmaliger perzeptiver Akt, sondern eine sich in Interaktionen wiederholende oder eben aussetzende Praxis, die ‚Geschlechter' unterscheidet oder *ununterschieden lässt*. Dabei hat das Konzept *undoing gender* nur einen begrenzten empirisch-referentiellen Sinn (wichtiger ist der heuristisch-performative Sinn, s. 3.): Das aktive Konterkarieren oder passive Unterlassen von *Genderings* bildet nur einen schmalen Saum des *doing gender*, eine negatorische Aktivität, die noch in dessen Horizont verbleibt, an den Rändern aber bereits im *not doing gender* verschwindet, so wie ein Schweigen im Nicht-Sprechen bzw. im Essen, also im Tun von etwas ganz anderem.

Westheuser stellt richtig dar, dass dieser Begriff ganz anders gelagert ist als der politische Kampfbegriff, den Judith Butler 2004 verwendet: *Undoing* meint bei Butler eine subversive Aktivität, in der Praktiken Strukturen brechen. Mir geht es dagegen um ein Indifferenzverhältnis, das Praktiken und Strukturen entkoppelt, sodass Geschlecht schlicht nicht stattfindet. Ferner kontrastiert Elisabeth Kelan (2010) in ihrem Vergleich meines Begriffs von *undoing gender* mit dem von Butler deren ‚multiple Logik' der Pluralisierung von Gender Performances mit einer ‚unitären Logik', die das Vergessen von Geschlecht in die Nähe einer Unisex-Behandlung rückt. Richtig an dieser Darstellung ist, dass Butlers Begriff auf eine Destabilisierung des Codes zielt – *undoing gender* heißt hier, *doing gender* auf irritierend andere Weise zu vollziehen und es so zugleich zu unterlaufen und zu bestätigen –, während mein Begriff der Nicht-Aktualisierung von Geschlecht den Code zunächst intakt lässt. Irreführend an Kelans Darstellung ist, dass die Unterscheidung von „multiple and unitary" zu eng von dem besonderen Binarismus der Geschlechterdifferenz her gedacht wird. Die Geschlechterunterscheidung kann m. E. durch Variation der Zahl von Geschlechtskategorien nur marginal irritiert werden,[3] viel nachhaltiger wird sie durch den flexiblen Wechsel zu anderen Unterscheidungen abgehängt: etwa zur Unterscheidung von Alters-, Leistungs- oder Attraktivitätsklassen, von Ethnizität, Religion, Profession usw.[4]

3 Es ist eine alte ethnologische Erkenntnis, dass die Einrichtung dritter Kategorien den Geschlechterdualismus letztlich stabilisiert (Schröter 2002).

4 Ebenfalls unzutreffend an Kelans Darstellung ist, dass ich behaupte, geschlechtsunangemessenes Verhalten sei gleichbedeutend mit *undoing gender* (Kelan 2010: 183). Das Gegenteil trifft zu (Hirschauer 1994: 678). Kelans empirische Studie zeigt auch, welche methodischen Herausforderungen in Forschungen zum *undoing gender* stecken. Sie zitiert eine Informantin im IT-Gewerbe damit, dass männliche Kollegen weibliche Konkurrenz dadurch ausschalten können, dass sie sie „zur Frau machen" (Kelan 2010: 184). Kelan stößt sich daran, dass als Frau gesehen zu werden ausschließen soll, als Professionelle gesehen zu werden. Dies zeige, dass der Idealtyp des IT-Arbeiters männliche Züge trage. Hier denkt die Informantin praxeologischer als die Soziologin, die an der fixen Idee männlicher und weiblicher Eigenschaften festhält. Es ist ein prototypisches Beispiel für eine soziologische Deutung, die soziale Prozesse gegen die Selbstbeschreibungen der TeilnehmerInnen genderisiert. Das heißt nicht, dass diesen grundsätzlich zu folgen wäre. Natürlich gibt es, z. B. in Paarbeziehungen, latente, von den TeilnehmerInnen nicht wahrgenommene Ungleichhei-

Auch der Vorschlag von Francine Deutsch, den Begriff *doing gender* nur noch zu verwenden, wenn Interaktionen die Geschlechterdifferenz reproduzieren, *undoing gender* dagegen, wenn sie die Geschlechterdifferenz reduzieren (Deutsch 2007: 122), ist noch zu eng aus der Perspektive der Gender Studies gedacht. Die Rede von *undoing gender* ist empirisch nur sinnvoll, wenn es sich um negatorische Aktivitäten handelt, die für die TeilnehmerInnen im Horizont der Geschlechterdifferenz verbleiben. Sinnlos ist so eine Bezeichnung aber für Praktiken, in denen Geschlecht nur noch in Spurenelementen oder überhaupt nicht mehr sinnhaft enthalten ist: *not doing gender, but anything else*.

2 Limitierung der *doings* statt rhetorischer Prämodernisierung der Gesellschaft

Das dritte Folgeproblem des *doing gender*-Konzepts war, dass die gesellschaftliche Stabilität der Geschlechter neu rekonstruiert werden musste. Sowohl die große Stabilität individueller Geschlechtszugehörigkeit als auch die institutionelle Verstetigung unserer performativen Praktiken brauchten bessere soziologische Erklärungen als die Behauptung einer unentwegten performativen Wiederholung im Rahmen eines normativen Zwangssystems. Das Konzept des *doing gender* konnte dies nie leisten, es ist in seiner Reichweite auf kurzfristige, akteursnahe Prozesse begrenzt und war immer schon um strukturtheoretische Überlegungen ergänzungsbedürftig. Deshalb habe ich zeitgleich und komplementär zur Einführung des Begriffs *undoing gender* auf die institutionellen Arrangements hingewiesen, die die Geschlechterdifferenzierung mit sozialem Gewicht und historischer Trägheit ausstatten (Hirschauer 1994).

Das grundlegende Missverständnis von Westheusers Lektüre liegt darin, dass weder diese älteren strukturtheoretischen Überlegungen noch meine jüngeren Anlehnungen an Luhmann ein Versuch sind, „ethnomethodologisches Vokabular über die Grenzen […] der Interaktionsordnung hinaus auszudehnen“ (Westheuser 2015: 120). Dieses Vokabular lässt sich nicht ‚dehnen‘. Und der Anspruch, mit dem *sozial*theoretischen Konzept *doing gender Gesellschafts*theorie zu betreiben, ist von seinen VertreterInnen auch nie erhoben worden. Strukturtheoretische Überlegungen vertragen sich nicht mit einer Verengung der Soziologie auf Ethnomethodologie, sie steigen aus diesem Ansatz aus.

Nun kann man die Verknüpfung von Mikro- und Makrosoziologie verschieden angehen. Meine eigenen Vorschläge (Hirschauer 1994, 2001) folgten so wie die von Regine Gildemeister (zuletzt: Gildemeister/Hericks 2012) in der Theorieanlage im Wesentlichen dem Vermittlungsvorschlag, den Erving Goffman (1977, 1983) gemacht hatte, nämlich einer Grundvorstellung von ‚Schnittstellen‘ zwischen Mikro- und Makroordnung.[5] Ein alternativer Brückenschlag ist der *Boundary*-Ansatz (Wimmer/Lamont

ten (Westheuser 2015: 109). Aber es gibt dort auch eine als Egalität bilanzierte Ausgeglichenheit vieler Ungleichheiten, an der die soziologische Beobachtung auf dieser Mikroebene nicht mehr vorbei kann, wenn sie nicht einfach bloß hoheitlich objektivistisch daherkommen will. Es ist kein soziologisches Privileg, Machtungleichheiten festzustellen. Das tun die Leute mit ihren eigenen kritischen Leistungen auch selbst (Boltanski 2010).

5 Goffmans und Luhmanns klassische Vorschläge sowie die den Mikro/Makro-Dualismus transzendierenden Überlegungen von Knorr Cetina und Latour habe ich in (Hirschauer 2015) diskutiert.

2006), der die Prozessualisierung symbolischer Differenzen mit der Errichtung sozialer Grenzen, d. h. auch mit macht- und institutionentheoretischen Konzepten, verknüpft.[6] Einen weiteren Alternativvorschlag hat Bettina Heintz unter Rekurs auf Luhmanns Vorstellung von Emergenzebenen angeboten, indem sie dem interaktiven *doing* einen Platz neben organisationalen und gesellschaftlichen Strukturen zuwies (s. etwa: Heintz/Nadai 1998). Dem *undoing gender* entsprechen dann höherstufige Prozesse der Deinstitutionalisierung.[7]

Anstelle einer Diskussion von Vorschlägen zur Mikro/Makro-Überbrückung findet sich bei Westheuser nur eine unmittelbare Konfrontation von *(un)doing gender* mit implizit gehaltenen (klassentheoretischen) Annahmen über Gesellschaftsstrukturen. Vor deren Hintergrund stößt er sich offenbar an meinem zustimmenden Rückgriff auf Luhmanns Theorie der modernen Gesellschaft. Dass Westheuser hierin einen ‚Sündenfall' zu sehen scheint, indiziert schon der Titel seines Aufsatzes, der meinen Namen mit einem Subtext versieht. Das muss man zu lesen verstehen. Denn Niklas Luhmann hat in seinem Aufsatz „Frauen, Männer und George Spencer Brown" (1988), der sich polemisch, aber auch treffend zum Feminismus äußerte, etwas für diesen Irritierendes getan: Er hat Gesellschaftskritikerinnen kritisiert. Seit der folgenden Beziehungskrise steht „Luhmann" in der Geschlechterforschung für viele auf der ‚anderen Seite', von der ‚wir' uns zu distinguieren haben, wollen wir auf der ‚richtigen' Seite stehen. Luhmanns Aufsatz war politisch unbequem, aber auch ein Weckruf, und in dieser Hinsicht gar nicht so verschieden von dem vier Jahre vor ihm erschienenen „Der Chor der Opfer ist verstummt" von Christina Thürmer-Rohr (1984).

Was also findet man bei Luhmann, wenn man politische Berührungsverbote nur für unprofessionelle Relikte in den Gender Studies hält? Man findet dann einen Ansatz vor, der ganz auf der Linie der differenzierungstheoretischen Klassiker der Soziologie (Durkheim, Weber und Simmel) ernst nimmt, welche Konsequenzen die arbeitsteilige Differenzierung der modernen Gesellschaft für ständische Formen der Humandifferenzierung hat. *Undoing gender* – eine Negation der Differenz in ihrem Horizont – ist dabei gar nicht Luhmanns Thema, aber sein Ansatz ist eben (anders als Klassentheorien) darauf eingestellt, dass in den meisten sozialen Prozessen Geschlecht überhaupt nicht stattfinden muss: *not doing gender at all*. Luhmanns Aussagen zur relativen Gender-Indifferenz der Moderne sind (anders als die Heuristik des *undoing gender*) durchaus primär empirisch gemeint, aber in einem gesellschaftshistorisch vergleichenden Sinne, den einzelne Studien zum aktuellen Gebrauch der Geschlechterunterscheidung gar nicht erreichen. Solche Einzelbefunde gibt es selbstverständlich massenhaft (denn auch in der Moderne wird ja noch nach Geschlechtern unterschieden), aber es gibt immer auch

6 Probleme dieses Theorieansatzes habe ich in (Hirschauer 2014a) dargelegt.

7 Diese Grundvorstellung scheint mir aktuell zielführend. Der Prozessgedanke des *doing* X muss für unterschiedliche Temporalitäten und Agencies aufgefächert werden: Das *doing being X* der Performances (auf das Ethnomethodologie wie Butler fokussieren) ist Teil von weniger subjektzentrierten Prozessen. Schon das *doing X* umfasst auch die Darstellung von Interaktionspartnern, die Fremdkategorisierung, die Behandlung von Tätigkeiten als kategorial (un)angemessen. Das *X-ing* (z. B. Gendering) bezeichnet darüber hinaus auch die Agency von situativen Settings, Skripten, Artefakten (etwa Formularen) und Zeichensystemen. Als *X-ation* (etwa Genderization) lassen sich schließlich historische Trends, institutionelle Dispositionen, die Infiltrierung vieler gesellschaftlicher Bereiche mit X über Operatoren mit großer Reichweite fassen.

massenhaft Gegenbefunde.[8] So eine Aufrechnung ist wenig sinnvoll, weil sie nicht auf dem Abstraktionsniveau der historischen und ethnologischen Vergleiche stattfindet, die seit Begründung der Soziologie gesellschaftstheoretischen Aussagen zugrunde liegen. Man kann also durchaus von einer abnehmenden Relevanz der Geschlechterdifferenz in der *longue durée* ausgehen, ohne persistente Ungleichheiten, kulturellen Konservatismus, mediale Dramatisierungen und die interaktive Revitalisierung von Stereotypen zu übersehen. Sie erscheinen dann aber in einem anderen Licht: entweder als Fälle von institutioneller Trägheit oder als kulturelle Reaktionsbildungen auf einen säkularen Trend, als *Regendering* in Zeiten des *Degendering*.

Man kann sich einen solchen Prozess als Abwärtsspirale vorstellen, in der die Geschlechterdifferenz historisch zurückgedrängt und klein gearbeitet wird. Zum Beispiel war die geschlechtliche Arbeitsteilung, also die Genderisierung von Tätigkeiten, im 18. Jahrhundert noch eine große, die Gesellschaft strukturierende Teilung von Erwerbs- und Familienarbeit. Dann wurde sie eine mittlere, vor allem den Arbeitsmarkt strukturierende, Teilung von Frauen- und Männerberufen. Innerhalb derer finden sich heute oft feinere Differenzierungen männlicher und weiblicher Tätigkeiten in den Berufen oder im Haushalt sowie schließlich feinste Stilunterschiede in der Erledigung des Gleichen, die sich dann allerdings in einer persönlichen Varietät verlieren, ohne dass sie noch auf das Geschlecht von Personen zugerechnet werden könnten. Auf denselben Punkt verweist Deutsch (2007: 115): Studien zeigen zwar, dass die Geschlechterdifferenz nach dem Vordringen von Frauen in Männerberufe (und umgekehrt) innerhalb dieser Berufe zum Teil symbolisch rekonstruiert wird, aber dann handelt es sich trotzdem um eine reduzierte Differenz, die Verschiebung von Geschlecht in einen anderen Aggregatzustand (Hirschauer 2014a: 187f.). Man findet dann z. B., dass gleich verdienende Paare noch eine Zeit lang um verschiedene Bezeichnungen ihrer elterlichen Tätigkeiten ringen: „as a desperate and fragile attempt to maintain a gendered difference where none exists, differential labeling of the same behavior might be doomed to failure" (Deutsch 2007: 115).

Es ist also nicht so, wie es einer politisierenden Lektüre erscheint, dass ich die Semantik der Egalität einfach „unterschreibe" (Westheuser 2015: 118) oder „Hoffnung in Egalitätsnormen" (Westheuser 2015: 113) setze. Ich nehme nur drei einfache Dinge zur Kenntnis: dass es zur modernen Gesellschaft gehört, dass Menschen Egalitätsnor-

8 Dass etwa Erwerbsarbeit immer noch als Domäne von Männern gesehen, ihre Arbeitslosigkeit als Katastrophe erlebt wird (Westheuser 2015: 120) sind unstrittige Einsichten (sie finden sich fast wortgleich in Hirschauer 2007), die sich aber nicht umstandslos gegen die Feststellung der im historischen Vergleich erreichten Geschlechtsneutralität richten lassen. Relevanter sind hier historische Längsschnittsdaten, wie sie auch Deutsch fordert. Beispiele sind die Reduzierung der stereotypen Wahrnehmung von Neugeborenen durch ihre Eltern zwischen 1975 und 1995 (Deutsch 2007: 115), die Androgynisierung von Partneridealen in Heiratsanzeigen über das gesamte 20. Jahrhundert (Buchmann/Eisner 2001) oder die Nivellierung geschlechtsdifferenzierender Vornamen (Nübling 2015). In ihrer Diskussion meines Ansatzes reduziert Ortrun Brand diesen letzten säkularen Prozess des *Degendering* auf die Beteiligung einer einzelnen Richterin an einem Gerichtsurteil zur Aussetzung der Geschlechtsoffenkundigkeit im deutschen Namenrecht (Brand 2013: 180). Die Symmetrisierung von Kosenamen (Schatz/Schatz), die Gendernivellierung von Spitznamen (Uli/Uli) oder die Lautverschiebungen in der elterlichen Namenwahl lassen sich aber keineswegs so einfach auf das von Brand hervorgehobene „gendersensible" Bewusstsein einzelner heroischer AkteurInnen zurückführen. Wie gesagt: *doing gender* ist kein Geschlechtshandeln.

men grundsätzlich zustimmen; dass dies zu den historischen Brüchen mit älteren Gesellschaftsformen gehört, für die die Ungleichheit von Menschen völlig normal war, und dass jeder empirische Fall von heutiger Ungleichheit erst vor dem Hintergrund der Geltung dieser Norm kritisiert werden kann. Eine feministische Gesellschaftskritik, die empirische Fälle von Ungleichheit gegen diese gesellschaftstheoretische Feststellung richtet, ignoriert die gesellschaftlichen Voraussetzungen ihrer selbst: die Etablierung der Egalitätsnorm als unstrittigem diskursiven Bezugspunkt. Sie gehört zur Realität der modernen Gesellschaft unabdingbar hinzu: als eine selbstverständlich etablierte, in vielen Bereichen auch effektiv durchgesetzte Erwartung. Geschlechteregalität und Gender-Indifferenz sind in einer funktional differenzierten Gesellschaft ein feldspezifisch längst realisiertes und immer wieder auch verfehltes Erwartungs- und Handlungsmuster.

Angelika Wetterer hat sehr gute Gründe für ihren Begriff der rhetorischen Modernisierung. Und man kann Luhmanns Gesellschaftstheorie mit ebenfalls guten Gründen vorhalten, einige Züge dieser Gesellschaft liberalistisch idealisiert zu haben (Hirschauer 2014a: 178), aber wer dieser Theorie mit einer rhetorischen *Prämodernisierung* der Gesellschaft begegnet, instrumentalisiert die Geschlechterforschung für eine tagespolitisch kurzsichtige Geschlechterpolitik, die nicht ernsthaft zur soziologischen Theoriebildung beiträgt.

3 Mikrotheoretische Dekonstruktion und makrotheoretische Konservierung der ‚Geschlechter'

So könnte man denn zur Forschung übergehen. Man könnte sich, Differenzierungstheorien (mit Defiziten) im Rücken, konkurrierende Klassentheorien (mit noch mehr Defiziten) im Bücherregal, um Mikro/Makro-Brücken in den Gender Studies kümmern und neugierige empirische Fragen stellen. So

> „könnte [es] interessant sein, sich […] nach sang- und klanglosen Praktiken der Geschlechterindifferenz umzuschauen. Es scheint plausibel, dass auf der Ebene der Interaktionsordnung viele es mit dem Geschlecht wie mit der Religion halten, die zwar weder abgelegt noch gewechselt, aber eher ritualistisch verfolgt und nur zu festlichen Anlässen aus dem Schrank geholt wird." (Westheuser 2015: 121)

Das ist wohl wahr, aber der Satz indiziert zugleich, was diese Neugierde blockiert und dafür sorgt, dass nur eine verschwindende Minderheit von GeschlechterforscherInnen der Aufforderung von Deutsch (2007: 114) folgt und untersucht, wann und wie Interaktionen weniger genderisiert sind und unter welchen Bedingungen die Geschlechterdifferenz sozial irrelevant ist.

Symptomatisch für die Geschlechterforschung erscheint mir, wie leicht es Westheuser fällt, etwas „auf der Ebene der Interaktionsordnung" bereichernd zu finden, das er schon eine Seite später für makrosoziologisch gänzlich irregeleitet hält. Mikro und Makro sind in den Gender Studies nicht einfach nur komplementäre Herausforderungen der Theoriebildung, es sind auch zwei *epistemisch* getrennte Welten. Mikrotheorien, die fragile Identitäten und Praktiken situativer Geschlechterdifferenzierung fokussieren, stehen Makrotheorien geschlechtlicher Ungleichheit gegenüber, die kompakte Ge-

schlechtsklassen implizieren. Die Geschlechterforschung leidet an „epistemologischer Schizophrenie“: Ihre ‚Geschlechter‘ werden mikrotheoretisch radikal dekonstruiert und makrotheoretisch wiederhergestellt.[9] So kann man sich den Pelz mit Garfinkel und Butler waschen, ohne dabei wirklich nass zu werden. Solange sich der Konstruktivismus mikrotheoretisch parzellieren lässt, kann man makrotheoretisch weiter operieren, als lebten die individualisierten ZeitgenossInnen des 21. Jahrhunderts noch in einem Patriarchat mit zwei soliden Geschlechtskollektiven.

Die ‚Geschlechtsklassen‘ waren aber noch nie viel mehr als die politisch dringend gebrauchte Imagination einer sozialen Bewegung, die auf die Versämtlichung ‚der Frauen‘ im 19. Jahrhundert mit politischer Organisation und einer kompensatorischen Versämtlichung ‚der Männer‘ reagierte. Deshalb handelt sich die Geschlechterforschung mit ihrer trotz aller Distanzierungsversuche nach wie vor symbiotischen Beziehung zur Frauenbewegung auch einen theoretischen ‚Gruppismus‘ ein, wie ihn Rogers Brubaker (2007) oder Loïc Wacquant (2001) auch an anderen bewegungsnahen Forschungen kritisieren: die Neigung, bei der Untersuchung von Ethnizität, Rasse, Geschlecht etc. wie selbstverständlich von der Existenz von Identitäten und Gruppen als Grundbestandteilen des gesellschaftlichen Lebens auszugehen – so als erschöpfe sich dieses in solchen nach innen homogenen und nach außen abgegrenzten Entitäten.

Die zwei Jahrzehnte währende Blockade der deutschen Geschlechterforschung gegen den Konstruktionsgedanken war nicht nur eine temporäre „Rezeptionssperre“ (Gildemeister/Wetterer 1992) gegen AutorInnen mit Vornamen wie „Harold“ und „Erving“, die Sache ist etwas ernsthafter: Die Sperre ist ein in den Fragestellungen und politischen Intentionen jeder ‚*Geschlechter*forschung‘ *notwendiger* blinder Fleck.[10] Man kann schlecht die Interessen von Frauen vertreten und ihre gesellschaftlichen Nachteile hervorheben und zugleich die Konstruiertheit der diesen ‚Frauen‘ zugrunde liegenden Differenz beleuchten.

Auf eben dieses Problem weist das Konzept *undoing gender* hin. Westheuser sieht durchaus, welche Herausforderung das Theorem für die Annahme der Omnirelevanz von Geschlecht und „die feministische Grundlegung der Geschlechterstudien“ bedeutet (Westheuser 2015: 116). Das Konzept des *undoing* hat neben dem empirisch-referenziellen Aspekt (s. 1.) wie bei Garfinkel und Sacks auch einen *heuristisch-performativen*: Es soll die beobachtungsleitende Omnirelevanzannahme durchkreuzen und die empirische Forschung für das variable Spiel der (Ent-)Differenzierungen öffnen. So wie das

9 Ein schönes Beispiel liefert Ortrun Brands Diskussion meines Ansatzes (Brand 2013). Sie verweist zu Recht darauf, dass einer oberflächlichen interaktiven Geschlechtsneutralität – etwa in Rechtsverfahren – ein latentes Gendering durch Strukturen entgegenstehen kann (Brand 2013: 182). Das Problem ist nur, wie einäugig die Geschlechterforschung Latenz immer nur für strukturellen Konservatismus reserviert, als gelte nicht auch umgekehrt, dass die pubertierende Schülerin, die Gender-Codes überzeichnet, trotzdem in den Strukturen des Prüfungsverfahrens keine bessere (oder schlechtere) Note erhält. Wie gesagt: Die angeblich eines ständigen *Genderings* überführten Strukturen garantieren der Geschlechterforschung ihre Geschlechter. Die Forschung selbst ist ‚struktur-konservativ‘. Heintz/Nadai (1998) haben dagegen demonstriert, dass die entgegengesetzte Hypothese plausibler ist: Die gesellschaftlichen Strukturen haben beträchtlich an Geschlecht verloren, vor allem Interaktionen reproduzieren es heute.

10 Ich rekurriere hier auf meine begriffliche Unterscheidung der die Geschlechterdifferenzierung beobachtenden Gender Studies von der sie gebrauchenden Geschlechterforschung (Hirschauer 2003; s. a. 4.).

doing auf die analytische Aufgabe des entschleunigten ‚Aufmachens' kompakter Tatsachen hinwies – Betrachte jedes Phänomen so, als würde es gerade erst gemacht! –, so sollte das *undoing gender* auf den notwendigen Bruch mit zwei tiefsitzenden Bias der Geschlechterforschung hinweisen: Betrachte ‚Geschlechter' in der Perspektive ihrer Fragilität, Relativität und Temporalität!

Das allgemeine Bias ist das eines Forschungsfeldes, das seine Leitunterscheidung genauso überschätzt wie andere Forschungsfelder auch (zur Kritik des ‚*Race-centrism*' s. etwa Wimmer 2015) – eine *déformation professionnelle*. Sie befördert eine Reduzierung des untersuchten „Menschenmaterials" (Simmel) auf eine sehr spezifische Eigenschaft, und es hilft nicht, dieser identitären Reduktion zwei oder drei weitere hinzuzufügen (nach dem Modell von sex/race/class). Denn dies bleibt immer noch weit zurück gegenüber der Multiplizität von miteinander konkurrierenden Zugehörigkeiten, die Personen in sozial vielfach differenzierten und deshalb individualisierten Gesellschaften haben (Hirschauer 2014a). Die „identitäre Soziologie" (Brubaker 2007: 88) steckt in den zugrunde liegenden Klassentheorien und politischen Kämpfen, die sich die für *sie selbst* wichtige soziale Zugehörigkeit nur als Masterstatus vorstellen können oder wollen. Die Heuristik des *undoing gender* verweist stattdessen auf die soziologische Aufgabe, zu verstehen, wie die Geschlechterdifferenz als mächtige und doch limitierte Deutungsressource im Konzert von ein bis zwei Dutzend anderer Unterscheidungen (die auch ganz eigene Ungleichheiten mit sich bringen) in einer multikategorialen Gesellschaft in und außer Kraft gesetzt wird.

Das spezifischere Bias der Geschlechterforschung ist, dass deren personelle Zusammensetzung dazu disponiert, die realisierte Geschlechtsblindheit der modernen Gesellschaft systematisch zu unterschätzen. Denn wir strukturieren unsere Weltwahrnehmung nach unserer Selbstwahrnehmung. Die Selbstwahrnehmung von Frauen wird aber kulturell ungleich stärker als die von Männern darauf verpflichtet, die Geschlechtszugehörigkeit überhaupt für einen hochrangigen Umstand ihres Lebens zu halten. Die Geschlechterforschung wird also weit überwiegend von Personal durchgeführt, auf das die Gesellschaft das Geschlecht projizierte. Der zentrale Mechanismus der Benachteiligung korrespondiert hier mit dem Verkennen der in modernen Gesellschaften grundsätzlich möglichen Geschlechtsindifferenz. Wer ‚solidarisch' auf die historische Ungerechtigkeit zurückblickt, dass ‚Frauen' diejenigen waren, die von Individualisierung ausgeschlossen und auf ihre kategoriale Vereinnahmung festgelegt wurden, kann Gender-Indifferenz nur als ein androzentrisches Vorurteil abwehren (Hirschauer 2001).

Vor diesem Hintergrund funktioniert der Begriff *undoing gender* als ein Irritationsmoment. Er fokussiert die in meinen Augen zentrale Aufgabe der Gender Studies: die Selbstaufklärung der spätmodernen Gesellschaft über die Konstruiertheit, Kontingenz und Prozessualität der vermutlich ältesten Form der Humandifferenzierung. Diese gewaltige Aufgabe wird beständig überschattet von der zweifellos wichtigen, aber aus *politischen* Gründen auch chronisch überfixierten Beschäftigung der Geschlechterforschung mit der veritablen (wenn auch, historisch betrachtet, stark geschrumpften) Ungleichheit der Geschlechter. Die Forschung sucht deshalb nicht systematisch nach Prozessen des *Degendering*, weil sie so interessiert ist, eine *wissenschaftliche* Leitunterscheidung aufrechtzuerhalten, die *politisch* gebraucht wird, um Frauenrechte durchzusetzen.

Neben diesem vermittelten Zusammenhang, der auf einen unlösbaren Widerspruch innerhalb der Gender Studies verweist, gibt es auch noch ganz unmittelbare Verklebungen der Geschlechterforschung mit der Politik. Sie hält nicht nur wie andere Forschungsfelder an ihrer Leitunterscheidung fest, sie unterstützt auch eine wechselseitige Infizierung des Geschlechter*binarismus* mit den Binarismen des Politischen. Das theoretisch vielfach dekonstruierte Geschlechterschema wird durch politisch-moralische Binarismen – Freund/Feind, Täter/Opfer, gut/böse, solidarisch/verräterisch – beständig *reanimiert*.

Ein Beleg dieser Überpolitisierung sind die Reaktionen der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGS und der Fachgesellschaft Gender e. V. auf meinen auf Anfrage von Forschung & Lehre verfassten Artikel „Wozu Gender Studies?" (Hirschauer 2014b). Dieser Artikel verteidigte auf der einen Seite das konstruktivistische Programm der Gender Studies gegen biologistische Geschlechterontologien und szientistische Vorhaltungen von ‚Unwissenschaftlichkeit'. Auf der anderen Seite formulierte der Artikel eine innerwissenschaftliche Kritik an vier nach wie vor ungelösten Professionalitätsdefiziten der Geschlechterforschung: Überpolitisierung, selektive Themenwahl, gynozentrische Personalauswahl und Defizite der öffentlichen Selbstdarstellung. Als ich den Artikel schrieb, hatte ich nicht erwartet, auf einhellige Zustimmung zu treffen,[11] aber auch nicht, dass die Reaktionen zweier Fachgesellschaften meine Beschreibungen zur Gänze bestätigen würden. Beide Reaktionen begegnen meiner professionellen Kritik nämlich gar nicht als solcher, sie rezipieren sie vielmehr als Teil eines „wachsenden common sense aus Sexismus, Homo- sowie Transphobie und Rassismus" (Sektion 2015: 4), kurz: als politischen „Angriff", den sie in den Kontext von „Hasstiraden" gegen KollegInnen, von „Fremdenfeindlichkeit" sowie maskulistischen und rechtsextremen Anfeindungen des Feminismus rücken.[12]

Die von Stephan Trinkaus (2014) verfasste Reaktion, der sich der Vorstand der Fachgesellschaft Gender e. V. angeschlossen hat, stellt dar, dass die Idee einer leidenschaftlich distanzierten, auf Sachbezug spezialisierten Realitätsbeschreibung im Rahmen eines eben darauf spezialisierten gesellschaftlichen Feldes ‚androzentrisch' sein müsse, weil doch alle WissenschaftlerInnen ein ‚Geschlecht' haben und weil wissenschaftlich ‚männlich' heißt.[13] Diese von der Fachgesellschaft Gender Studies zustimmend ausgestellte Sichtweise kontrastiert die Vorstellung einer spezifischen professio-

11 Ich habe allerdings auch noch nie so viel Zustimmung aus den Reihen der Gender Studies, von jüngeren bis arrivierten KollegInnen, bekommen. Ihr Tenor: Erleichterung.

12 Das ist insofern verstehbar, als feministische Bekenntnisse vielen noch immer als weltanschauliches Ticket zur Teilnahme am Diskurs der Geschlechterforschung gelten. Aus soziologischer Perspektive ist der Feminismus aber nur eines von mehreren Deutungssystemen, mit denen die Gesellschaft versucht, ihre Geschlechter zu verstehen. Es ist einerseits eine zweifellos hellsichtige Optik, die für die große Vielschichtigkeit und Subtilität männlicher Dominanz sensibilisiert. Andererseits ist er eine völlig einäugige, wenn nicht blind machende Optik. Ihr Kern ist die moralische Recodierung des Geschlechterbinarismus, dem sie so treu bleibt wie der Atheismus der Religion.

13 Dem Sachgehalt des Textes von Trinkaus wird übrigens jede Soziologin zustimmen: dass wir immer schon in unseren Gegenstand verstrickt sind. Sie würde nur vehement von sich weisen, dass wir es nur (oder vorrangig) *politisch* sind. Wir sind es auch ökonomisch und rechtlich, und in den Gender Studies vor allem kulturell – weil wir bestimmten Denkvoraussetzungen nicht ohne Weiteres entkommen können – und familial: weil unser persönlicher Lebensstil (als Schwuler, Karrieristin, Vater und Single) in Relation zu vielen anderen steht, die wir nicht so leicht überblicken wie unseren Kiez.

nellen Praxis namens Wissenschaft mit der Idee einer „nichtneutralen und gerade deshalb wissenschaftlichen" (Trinkaus 2014) Praxis. Das kann man nur so stehenlassen und darf darauf warten, was die Gesellschaft, die unsere Professuren und Projekte finanziert, noch (jenseits von Lobbyismus) von einer solchen „Fachgesellschaft" und der von ihr beanspruchten Sachautorität erwartet.

Ich denke, dass sich in diesen Reflexen – insofern liegt Westheuser gar nicht falsch – tatsächlich ein ähnliches Muster zeigt, wie es sich damals in Reaktion auf Luhmanns Aufsatz abspielte. Dieser hatte, wie gesagt, etwas für GesellschaftskritikerInnen schwer Verständliches getan: sie selbst kritisiert. Der moralische Elitismus der (alten) Frankfurter und der (alten) Pariser Schule ist gegenüber solchen Reflexionszumutungen seit Langem ausgezeichnet immunisiert. *In* den Kreisen der routiniertesten KritikerInnen ist Kritik *an* diesen Kreisen gar nicht mehr als solche verständlich, sie erscheint nur mehr als „Polemik", „Angriff" oder „Verrat". Luc Boltanski (2010) hat mit seiner ‚Soziologie der Kritik' für die Pariser Tradition einen radikalen Bruch mit diesem Elitismus vollzogen. So eine „Soziologie der Gender-Kritik" (Hutzler 2016) ist offenbar auch für die Frankfurter Tradition der Gesellschaftskritik eine dringend benötigte aufklärerische Übung.

Ein aktuelles Beispiel mag dies abschließend illustrieren. Zu meiner Kritik an der Geschlechterforschung gehörte der Vorhalt, lieber Schlagwörter statt Begriffe zu prägen (und ebenso hob ja auch der Artikel von Westheuser zum Begriff des *doing gender* an). Das jüngste dieser Schlagwörter ist der „Anti-Genderismus" (Hark/Villa 2015). ‚*Genderism*' war ursprünglich ein guter Begriff, mit dem Erving Goffman fern aller deutschen ‚ismen' eine interaktive oder institutionelle Inszenierung der Differenz von ‚Geschlechtern' bezeichnete. Was macht nun sein politischer Einsatz mit so einem Begriff? Versuchen wir doch einmal, mit ihm zu arbeiten. Ich z. B. bin ein entschiedener Anti-Genderist – jedenfalls politisch gesehen –, denn ich würde gern einen kulturellen Code zersetzen, den ich als Freiheitsberaubung erlebe; ganz so wie die feministische Kritik an sexistischer Werbung immer ‚anti-genderistisch' gewesen ist. Wissenschaftlich bin ich dagegen ein entschlossener Pro-Genderist, ja ein absoluter Fan. Ich versuche, in größtmöglicher Konsistenz für den kulturalistischen Denkansatz zu streiten, den ich mitverantworte. Und ich bin auch empirisch von dem Phänomen angetan: so wie ein Arachnologe von Spinnen oder eine Onkologin von Krebs. Gender ist faszinierend! Wenn man aber gleichzeitig ‚Pro- *und* ‚Anti-Genderist' sein kann, dann scheinen Wissenschaft und Politik begrifflich nicht recht zusammenzugehen.

Natürlich möchten Hark/Villa mit ihrem Kampfbegriff noch ein ganz anderes Phänomen belegen: den gesellschaftlichen Widerstand gegen die Kulturalisierung der Geschlechterdifferenz, wobei sie keineswegs auf wissenschaftliche Kritik an den Grenzen des Konzeptes Gender eingehen, sondern auf den populistischen bis rechtsextremen, also niveaulosen, aggressiven politischen Widerstand. Wenn man die Gender Studies aber so politisch positioniert, dann erniedrigt man sie zum *Anti-Anti-Genderismus*. Für die Gender Studies als Wissenschaft von der Geschlechterunterscheidung kann der sogenannte ‚Anti-Genderismus' aber nicht primär Gegner sein, sondern nur ein zwar in Teilen widerwärtiges, aber interessantes Phänomen, das auf die entstandene Hegemonie des kulturalistischen Diskurses hinweist. Politisch ist dieses Phänomen zu bekämpfen, wissenschaftlich ist es zu verstehen: als wütender Diskurs der Kulturalisierungsverlierer.

4 Das Dritte der Geschlechterdifferenz und die *Post Gender Studies*

In meiner Antrittsvorlesung von 2002 habe ich vorgeschlagen, den Begriff Gender Studies von dem der Geschlechterforschung zu differenzieren, um den epistemologischen Kernwiderspruch des Forschungsfeldes aufzulösen: die Beobachtung *der* Geschlechterdifferenz will und ist etwas anderes als die Beobachtung *mithilfe* dieser Differenz (Hirschauer 2003). Gegen diesen Vorschlag spricht nun, dass der Geschlechterrealismus der Forschung zu Ungleichheitsfragen unter dem Titel ‚Gender Studies' auch das *Gender Mainstreaming* mit starker Legitimität ausgestattet hat, weiter ‚Geschlechter' zu unterscheiden und auf diese Weise „zweigeschlechtlich strukturierten Denk- und Deutungsmustern eine neue Blüte" (Wetterer 2003: 24) verschafft zu haben. ‚Gender' – die Idee einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Dekonstruktion der ‚Geschlechter' – ist längst in Geschlechterpolitik absorbiert und trivialisiert worden. Insofern ist es sinnvoll, symmetrische Forschungen über Prozesse des *De/Gendering*, die der faktischen Aktualisierung und Neutralisierung von Geschlecht in der spätmodernen Gesellschaft gerecht werden, als *Post Gender Studies* aufzufassen – als eine erweiterte transdisziplinäre Differenzierungsforschung, die die Unterscheidung der Menschen nach Geschlecht nur mehr als einen interessanten Fall unter anderen untersucht und deren Kreuzungen mit zahlreichen anderen Differenzen als *un/doing differences* (Hirschauer 2014a) ohne *gender bias* analysiert.

Von einer solchen symmetrischen Forschung vom blinden Fleck der Geschlechterforschung aus lassen sich auch zwei zentrale Forschungsthemen auf neue Weise erschließen. Erstens die Ungleichheit: Unter den Bedingungen einer primär sachlich (also nicht nach sozialen Gruppen) differenzierten Gesellschaft, wie sie Luhmann beschreibt, besteht geschlechtliche Diskriminierung nicht mehr primär in der offenkundigen Abwertung von Frauen gegenüber Männern (diese Fälle sind nur ein immer wieder gern skandalisierter Nebenschauplatz), sondern schon *im Gendering* von Personen, in dem Frauen viel stärker als Männer gefangen gehalten werden. *Sexismus*, die für stark individualisierte Gesellschaften typische Geschlechterasymmetrie, besteht nicht in einer kollektiven Unterdrückung, sondern darin, Personen auf ihr Geschlecht zu reduzieren und es zu veranschlagen, wo es nichts zur Sache tut.

Zweitens kann die Vermeidung einer Subsumtion der Geschlechterdifferenzierung unter die alten Klassenkämpfe, also unter ‚Macht und Herrschaft', das Spezifische an dieser Form der Humandifferenzierung viel klarer freilegen: die gesellschaftliche Prämierung differenzüberschreitender Paarbildung. ‚Geschlechter' werden in erster Linie hergestellt, um sie zusammenfügen zu können. Es gibt keine andere soziale Klassifikation, die so stark auf Paarbildung (und so wenig auf Gruppenbildung) drängt. Anstelle einer ernsthaften Analyse dieses Umstandes, dass Gesellschaften geschlechtsungleiche Paarbeziehungen prämieren – schon Freud wollte wissen, warum das so ist –, findet sich bislang wieder nur ein billiges Schlagwort („Heteronormativität"), das zum Ausdruck bringt, dass man dies politisch ablehnt. Aus der Perspektive der Geschlechterdifferenzierung sind ‚Homo- und ‚Heterosexualität' dagegen nur eine Verschlingung der Geschlechterdifferenz, die aus der Androphilie oder Gynophilie von Menschen einen überhaupt signifikanten Umstand macht.

Der Titel des Aufsatzes von Niklas Luhmann, der ‚Frauen, Männer und N. N.' kontrastierte, verwies präzise auf genau jene dritte Position, um die sich die *Post Gender Studies* bemühen müssen, um die Geschlechterdifferenz auf innovative Weise beobachten zu können. Das Dritte der Geschlechterdifferenz sind nicht primär jene lebensweltlich als ‚dritte Geschlechter' stigmatisierten (und kompensatorisch seit Butlers ‚Unbehagen' gefeierten) Lebensstile, die den Dualismus weitgehend intakt halten, es ist vielmehr die in der modernen Gesellschaft normalisierte Indifferenz gegenüber der Geschlechterdifferenz, die es individualisierten Personen schon lange erlaubt, sehr viel mehr zu sein als Männer und Frauen. Es gibt neben dem ‚Transsexuellen', dem Überschreiten der Grenze und den dabei auftretenden Hybridisierungen, die den Gender-Code irritieren, längst ein ‚Trans-sexuelles', das jenseits der Geschlechterdifferenz spielt. Dieses Dritte ist nur kaum sichtbar für eine Forschung, die die Geschlechterdifferenz als Leitunterscheidung unterhält, es ist völlig unsichtbar für eine Forschung, die sich auch noch politisch im ‚Geschlechterkampf' lokalisiert, also Partei ergreift im – für alle Seiten – ungenügenden und ungerechten gesellschaftlichen Arrangement der Geschlechter.

Diese dritte Position, in die der Aufsatztitel von Linus Westheuser eine Soziologin meines Namens rückt, ist also in der Tat diejenige, die die Kultur- und Sozialwissenschaften gegenüber der Geschlechterdifferenz einnehmen müssen, wenn sie als deren Wissenschaft überzeugen und gegen das öffentliche Deutungsangebot der Naturwissenschaften bestehen wollen. Dagegen wird eine Forschung, die ‚Frauen und Geschlechter' in ihrem Namen führt und zutiefst in Geschlechterpolitik verstrickt ist, nicht mehr viel beitragen können zum Ausgang des Menschen aus der selbst verschuldeten Zweigeschlechtlichkeit.

Literaturverzeichnis

Boltanski, Luc (2010). *Soziologie und Sozialkritik – Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Brand, Ortrun (2013). Ich sehe was, was Du nicht siehst! Anmerkungen zu den Praktiken der Neutralisierung. In Julia Graf, Kristin Ideler & Sabine Klinger (Hrsg.), *Geschlecht, wo steckst Du? Eine Spurensuche mit, zwischen und in Struktur und Subjekt* (S. 173–186). Opladen: Barbara Budrich.

Brubaker, Rogers (2007). *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.

Buchmann, Marlies & Eisner, Manuel (2001). Geschlechterdifferenzen in der gesellschaftlichen Präsentation des Selbst. Heiratsinserate von 1900 bis 2000. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 75–107). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Butler, Judith (2004). *Undoing Gender*. New York: Routledge.

Deutsch, Francine (2007). Undoing Gender. *Gender & Society, 21*, 106–127. http://dx.doi.org/10.1177/0891243206293577

Garfinkel, Harold (1967). Passing and the Managed Achievement of Sex Status in an Intersexed Person. In Harold Garfinkel, *Studies in Ethnomethodology* (S. 116–185). Englewood Cliffs: Prentice Hall.

Gildemeister, Regine & Hericks, Katja (2012). *Geschlechtersoziologie: Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie.* München: Oldenbourg. http://dx.doi.org/10.1524/9783486717570

Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. In Angelika Wetterer & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), *Traditionen-Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 201–255). Freiburg: Kore.

Goffman, Erving (1977). The Arrangement between the Sexes. *Theory and Society, 4,* 301–331. http://dx.doi.org/10.1007/bf00206983

Goffman, Erving (1983). The Interaction Order. *American Sociological Review, 48,* 1–17. http://dx.doi.org/10.2307/2095141

Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (2015). *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.

Heintz, Bettina & Nadai, Eva (1998). Geschlecht und Kontext: De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie, 27*, 75–93. http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-1998-0201

Hirschauer, Stefan (1994). Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46,* 668–692.

Hirschauer, Stefan (2001). Das Vergessen des Geschlechts. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie* (S. 208–235). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Hirschauer, Stefan (2003). Wozu ‚Gender Studies'? *Soziale Welt, 54,* 461–482.

Hirschauer, Stefan (2007). Arbeit, Liebe und Geschlechterdifferenz. In Sabine Biebl, Verena Mund & Heide Volkening (Hrsg.), *Working Girls: Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit in der Moderne* (S. 23–41). Berlin: Kadmos.

Hirschauer, Stefan (2010). Die Exotisierung des Eigenen: Kultursoziologie in ethnografischer Einstellung. In Monika Wohlrab-Sahr (Hrsg.), Kultursoziologie: Paradigmen – Methoden – Fragestellungen (S. 207–225). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92300-0_9

Hirschauer, Stefan (2014a). Un/doing Differences: Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie, 43*, 170–191. http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-2014-0302

Hirschauer, Stefan (2014b). Wozu Gender Studies? *Forschung & Lehre, 11/14*, 880–883.

Hirschauer, Stefan (2015). Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivität jenseits von Mikro und Makro. In Bettina Heintz & Hartmann Tyrell (Hrsg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited* (Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie) (S. 109–133). Stuttgart: Lucius & Lucius.

Hirschauer, Stefan (2016). Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. In Hilmar Schäfer (Hrsg.), *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm* (S. 43–65). Bielefeld: transcript.

Hutzler, Michael (2016). *Soziologie der Gender-Kritik. Eine Ethnografie des ‚Lady-Fests'.* (Unveröffentl. Dissertation). Johannes-Gutenberg Universität Mainz.

Kelan, Elisabeth (2010). Gender logic and (un)doing Gender at Work. *Gender, Work and Organization, 17*, 174–194. http://dx.doi.org/10.1111/j.1468-0432.2009.00459.x

Leidner, Robin (1991). Serving Hamburgers and Selling Insurances. *Gender & Society, 5*, 154–177. http://dx.doi.org/10.1177/089124391005002002

Luhmann, Niklas (1988). Frauen, Männer und George Spencer Brown. *Zeitschrift für Soziologie, 17*, 47–71. http://dx.doi.org/10.1515/zfsoz-1988-0104

Nübling, Damaris (2016). Beziehung überschreibt Geschlecht. Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen. In Angelika Linke & Juliane Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung.* Berlin: de Gruyter

Sacks, Harvey (1984). On Doing 'Being Ordinary'. In John M. Atkinson & John Heritage (Hrsg.), *Structures of Social Action* (S. 413–429). Cambridge: Cambridge University Press.

Schröter, Susanne (2002). *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*. Frankfurt/Main: Fischer.

Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der DGS (2015). *Statement zum „Ratschlag zum Umgang mit Anti-Feminismus" am 14.2.2015*. Zugriff am 8. März 2016 unter www.frauen-undgeschlechterforschung.de/tl_files/content_sektion/pdf/aktuell/statement.pdf.

Thürmer-Rohr, Christina (1984). Der Chor der Opfer ist verstummt. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 11,* 71–84.

Trinkaus, Stephan (2014). *Wissenschaft braucht den Feminismus nicht*. Zugriff am 8. März 2016 unter www.fg-gender.de/forschung/stellungnahmen.

Wacquant, Loïc (2001). Für eine Analytik rassischer Herrschaft. In Anja Weiß, Cornelia Koppetsch, Albert Scharenberg & Oliver Schmidtke (Hrsg.), *Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit* (S. 61–77). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society, 1*, 125–151. http://dx.doi.org/10.1177/0891243287001002002

Westheuser, Linus (2015). Männer, Frauen und Stefan Hirschauer. Undoing gender zwischen Praxeologie und rhetorischer Modernisierung. *GENDER, 7*(3), 109–125. http://dx.doi.org/10.3224/gender.v7i3.20846

Wetterer, Angelika (2003). Gender Mainstreaming & Managing Diversity. Rhetorische Modernisierung oder Paradigmenwechsel in der Gleichstellungspolitik? *Die Hochschule, 2*, 6–27.

Wimmer, Andreas (2015). Race-centrism: a critique and a research agenda. *Ethnic and racial Studies, 38*, 2186–2205. http://dx.doi.org/10.1080/01419870.2015.1058510

Wimmer, Andreas & Lamont, Michèle (2006). *Boundary-Making: A Framework and a Research Agenda.* Paper at the Annual Meeting of the ASA. Montréal: American Sociological Association.

Zur Person

Stefan Hirschauer, 1960, Professor für Soziologische Theorie und Gender Studies an der Universität Mainz. Sprecher der DFG-Forschergruppe ‚Un/doing Differences. Praktiken der Humankategorisierung' (2013–2019). Arbeitsschwerpunkte: Praxistheorien, Qualitative Methoden, Soziologien des Wissens, des Körpers und der Geschlechterdifferenz.
E-Mail: hirschau@uni-mainz.de